

(Nachdruck verboten.)

18]

Flammen.

Roman von Wilhelm Gegele.

Maruschka führte Grabaus ins Wohnzimmer, dessen Stores heruntergelassen waren. Nachdem sie Licht gemacht hatte, schob sie ihm herablassend einen Sessel hin.

„Wenn Sie vielleicht wollen so lange Platz nehmen. Das gnädige Fräulein wird wohl gleich kommen.“

Doch eine ganze Weile verging, bis sich die Tür öffnete, und Maggie trat ein. Stumm blieb sie an der Schwelle stehen, zerdrückte mit ihrem Taschentüchlein eine letzte Träne in ihren Augen und ließ dann die schmale Hand langsam an dem lila Kleid heruntergleiten. Müde hingen die Mundwinkel herab, ihr Gesicht war blaß, von dieser matten Farbe vergilbter Seide, groß und kohlschwarz lagen die Augen unter dunklen Schatten. Trotz aller Traurigkeit sah sie wunderbar hübsch aus.

Fast überwältigt von Mitgefühl ging Grabaus auf sie zu und sagte, indem er ihr einen Strauß Rosen in die Hand drückte:

„Maggie — Sie dürfen sich nicht so grämen!“

„Ach, lieber Freund, ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Nun habe ich wenigstens einen Menschen, dem ich mein Leid klagen kann. Warum lebe ich noch? Seit vier Tagen liege ich zu Bett, um mich herum immer Nacht, und habe keine Menschenseele gesehen. Ach, und mein Herz! Ich bin so müde! so krank!“

Sie ließ sich auf einen Stuhl an dem kleinen Tisch sinken, und während sie ihre immer wieder hervorquellenden Tränen mit dem Taschentüchlein abtupfte, streichelte Grabaus ihr sanft die Hand, die sie ihm dargereicht hatte. Unterdes trug Maruschka stumm und diskret den Tee herein.

„Bringen Sie auch den Rum, Haska. Für den Herrn Doktor.“

Da Grabaus aber keinen Rum trank, goß Maggie sich selbst zwei Teelöffelchen voll in ihre Tasse. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus in aufrichtigem Herzeleid, und während die Tränen ganz ihre Augen verschleierten, sagte sie:

„Wie kann man nur so grausam sein! Wie kann man nur den Mut dazu haben! Mit zwei Worten schreibt er mir, daß alles aus wäre. Er liebt mich nicht mehr. — Und er glaubt, auch ich müßte nie aufhören, ihn zu lieben. — Ich hab den Brief nicht mal zerrissen. Er liegt noch da auf meinem Schreibtisch. — Ich war einfach ohnmächtig.“

„Maggie, er ist ja gar nicht wert, daß Sie ihn noch lieben haben.“

„Ach, wert! Was fragt die Liebe denn nach Wert? Man liebt einfach. Man ist glücklich. Es gibt, jemanden auf der Welt, für den man lebt. Auch wenn er nicht da war, schien er mir doch immer im Zimmer zu sein. Ich war nicht allein. Nun aber bin ich ganz verlassen. Ach, wie ich im Bett lag und immer nur die Wanduhr ticken hörte, Tag und Nacht, Tag und Nacht. Und dazu schlug mein Herz! Sehen Sie, das ist das Schreckliche! Man stirbt nicht dran! Aber man fühlt, wie man langsam zerbröckelt. Wie wieder ein Stückchen abgeschlagen ist, das nie mehr ausheilt. Man ist so müde! So müde! Ach, und daß man dann immer weiter leben muß —!“

„Aber Maggie, Sie dürfen auch nicht allzu sehr verzagen. Wenn man so jung, so schön, so reizend ist wie Sie —“

„Ich bin nicht schön. Ich muß doch garstig aussehen?“

„Nein, nein! Wirklich, wahrhaftig nicht!“

„Ach, Sie wollen mich nur trösten.“

„Nein, Maggie,“ sagte er mit echtem Feuer — „Sie sind durchaus nicht garstig. Wie Sie vorhin dastanden — wirklich, ich war erstaunt — Sie sahen berückend aus. Der Schmerz hat Sie nur noch verschönt.“

„Wirklich?“

Ein unwillkürlich glückliches Lächeln flog über ihr Gesicht. Sie goß sich eine neue Tasse Tee ein, der sie drei Löffelchen Rum beimischte, und trank sie hastig leer.

„Man sollte sich wirklich nicht so grämen,“ sagte sie in plötzlich verändertem Ton. „Luftig sein sollte man. Leichtsinzig! Das Leben ist ja so kurz. — Aber nun erzählen Sie

mal von sich. Wie kommt es überhaupt, daß Sie noch in Berlin sind?“

Grabaus berichtete. Da er Frau Platen nicht erwähnen wollte, gab er als Grund seines längeren Bleibens an, was auch der Wahrheit entsprach, daß er ganz unvermutet den Auftrag erhalten hätte, an Stelle eines verhinderten Professors in einer wissenschaftlich literarischen Gesellschaft einen Vortrag zu halten. Er nannte das Thema, verbreitete sich auch einigermaßen über die Grundgedanken. Maggie hörte nur unaufmerksam zu, ihre Tränen flossen reichlicher, je länger er sprach, sie machte allerhand unruhige Bewegungen und seufzte manchmal herzzerbrechend. Plötzlich ergriff sie seine Hand:

„Ich habe Ihnen noch gar nicht für die Rosen gedankt. Sie duften so herrlich! — Aber das hätten Sie nicht tun sollen. Solch eine Verschwendung!“

„Ach, Rosen stehen Ihnen so gut, Maggie,“ erwiderte er vergnügt.

„O, sagen Sie das nicht! Rosen sind nur für glückliche Menschen. Aber für mich! — Ach, mir stände ein Kranz von Immortellen wohl am besten!“

„Aber Maggie!“

„Ach, lieber Freund, als ich jetzt zu Bett lag und gar nicht wieder aufstehen wollte, um mich herum immer Nacht, da hab ich oft geträumt, ich läge im Sarg — wär eingeschlafen. O, und das war so schön! So schön! Der Tod ist schön!“

„Maggie, — das — ach, das ist doch nicht Ihr Ernst, Maggie!“ jagte er ganz entsetzt.

„Nicht mein Ernst? — O, wenn Sie wüßten, wie oft ich mich mit Todesgedanken trage. Schon von Kindheit an. Als ich noch so klein war, da wollte ich schon sterben, weil ich ahnte, wie traurig mein Leben sein würde. Was habe ich denn im Leben? Nicht Vater, nicht Mutter. Nur treulose Menschen. O, wenn's jetzt nur Winter gewesen wäre, dann wäre ich hinaus in den Schnee gelaufen und hätte mir dort mein Grab gesucht. Es soll ein so schöner Tod sein. Und ich bin so lebensmüde, so lebensmatt. — Und Sie sagen, es wäre nicht mein Ernst!“

Ganz empört goß sie sich ein neues Täßchen ein, halb Tee, halb Rum und trank es hastig aus.

„Ja, halten Sie mich denn für leichtsinnig? Glauben Sie, ich wäre wie die anderen vom Theater? Ich spräche in den Wind? O, wie können Sie das nur sagen: nicht mein Ernst!“

„Aber liebste Maggie —“

„O nicht liebste Maggie. Bald wird es heißen arme Maggie. Denn ich werde sehr bald sterben. Auch wenn ich nicht freiwillig in den Tod gehe. Ich hatte solche Schmerzen! Der Doktor hat mich unterjocht. Er fand meinen Zustand sehr ernst. Er sagte, es wäre nicht das Herz. In einem Ton! In einem Ton! Da wußte ich, es ist die Lunge. Ach, wer weiß, wie bald ich abgesehrt bin. Da werden Sie nicht mehr sagen, es wäre nicht mein Ernst!“

Sie brach vollends in Schluchzen aus, die Tränen rannen ihr über ihre Wangen, über ihr Kleid. Sie weinte wie ein Kind, heftig, mit aller Kraft, ohne sich im geringsten Zwang aufzulegen. Grabaus wußte durchaus nicht, wie er sie trösten konnte. Er liebte ihre Hand, rüttelte sie an der Schulter, versuchte es, sie zu unterbrechen.

„Ich habe es doch so nicht gemeint,“ wiederholte er immer. „Ich wollte Ihnen doch nur Gutes sagen. Ich hab's doch nicht böse gemeint.“

„O doch! O doch! Sehr böse. Sie haben mir sehr weh getan.“

„Aber liebste Maggie, seien Sie doch vernünftig! Hören Sie doch nur auf zu weinen. Ihr Kleid ist ja schon ganz naß.“

„Ach, mein Kleid, mein Kleid muß doch nach Spindler,“ schluchzte sie. „Aber Sie haben recht, ich will stille sein. Ich will nicht mehr weinen.“

Sie trocknete sich die Augen und fuhr mit plötzlich gesteigerter Stimme fort:

„Ich will stille sein. Ja, ich will nicht mehr weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Tränen mehr. Warum denn Tränen? Worüber beklage ich mich denn? Seine Liebe hat mir ja viele Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — hahaha —“

Sie trachte etwas unnatürlich und nippte aus der Tasse, in der jetzt mehr Rum als Tee war.

„Was ist nun weiter? Was ist an mir gelegen? An einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? Ob es sich verzehrt und sein armes, junges Herz ausquält?“

„Um Gottes willen, Maggie —“

„Ob's ihm wohl einerlei ist — daß er mich nicht mehr liebt? Ach, warum bin ich nicht mehr lebenswürdig? Aber bedauern, bedauern sollt er mich! daß die Arme, der er sich so notwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinschleichen, hinjammern soll. — Bedauern! —“

Sie sprang plötzlich auf und sagte mit einer hinreißenden Handbewegung:

„Ich mag nicht von dem Menschen bedauert sein.“

Vor Erstaunen beinahe fassungslos, schaute Grabaus sie an. Das alles, was sie da eben gesagt hatte, klang ihm so bekannt. Das alles hatte er doch schon gehört, er wußte in diesem verwirrten Augenblick nicht von wem, aber gehört hatte er es schon oft. Doch Maggie brach in immer neue leidenschaftliche Klagen aus. Sie sprach jetzt nicht mehr bloß, sondern agierte, faltete bald die Hände, legte sie bald betuernd auf die Brust, schlug die Augen auf und nieder, und ihr Gesicht zeigte das lebhafteste, ausdrucksvollste Mienspiel. Das alles war reizend, aber sehr erstaunlich für Grabaus, halb Natur und halb Theater. Und ihre Worte hatten oft den seltsamsten Zusammenhang, klangen jetzt wie von Goethe, jetzt wie von Sardou. Dann wurde sie allmählich ruhiger, ließ sich neben ihren Freund aufs Sofa sinken und schluchzte nur noch leise.

„Sie müssen nicht schlecht zu mir sein. — Ich bin ein ernster Mensch — Sie müssen weich und lieb sein. Ich brauche Liebe. Ich bin ja so allein. — Ach, geben Sie mir noch ein Täschchen Tee.“

Er reichte ihr die Tasse, und sie trank wie ein Kind von seiner Hand. Dann ließ sie ihren Kopf an seine Brust sinken. Nachdem sie noch ein paar Mal kaum hörbar geseufzt hatte, schloß sie die Augen. Grabaus saß ganz regungslos und lauschte auf ihre tiefen Atemzüge, die verrieten, daß sie eingeschlafen war. So vergingen wohl zehn Minuten. Da legte er behutsam ihren Kopf auf ein Kissen und wollte sich aus dem Zimmer schleichen. Aber als Maggie das Knacken der Tür hörte, richtete sie sich auf und fragte ganz verwundert:

„Wollen Sie schon gehen?“

„Ich muß, Maggie. Es ist Zeit.“

„Ach, wenigstens noch eine Minute. Sie müssen mir doch noch adieu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus blutigen Maientagen.

I.

Eisenbahnbekanntschaften gehören oft zu den interessantesten, die man machen kann. Unter dem Schutze der Namenlosigkeit, losgelöst aus ihrer gewöhnlichen Umgebung, werden viele Menschen seltsam offenerherzig und gestatten dem aufmerksamen Beobachter tiefe Einblicke in ihre Seele. Finden sie einen dankbaren Zuhörer, dann kramen sie Erinnerungen aus, entrollen Pläne, philosophieren und politisieren, schmähen und loben, wie es gerade trifft. Man spricht von einem „Jägerlatein“; häufiger noch ist ein gewisses „Eisenbahn-bolapüt“.

Unlängst hatte der bekannte französische Schriftsteller Octave Mirbeau, dessen Name auch in Deutschland oft genannt wird, ein kleines Reiseabenteuer, über das er in unserem Bruderblatte, der „Humanité“, berichtete. Er fuhr mit einem alten Dragonerobersten zusammen und kam, wie das so geht, gar bald mit ihm ins Gespräch. Ueber den russisch-japanischen Krieg natürlich. Der Gesell dem alten Haudegen ganz und gar nicht. Ein ordentlicher Krieg müsse auch ein ordentliches und leicht erkennbares Ziel haben; aber davon sei hier keine Rede: kein Mensch wisse, warum sich die Russen mit den Japanern in der Mandchurei herumschlagen, am wenigsten sicherlich die russischen Soldaten; überhaupt würden die Kriege zwischen zwei fremden Nationen in ihrem Ursprung und ihren Zielen immer unklar und seien deshalb entschieden verwerflich. Nur zwischen den Angehörigen desselben Volkes sei ein deutlicher Interessenskonflikt denkbar und tatsächlich vorhanden, nur zwischen ihnen könne es daher auch zu einem „richtigen“ Kriege kommen. Der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, das sei doch etwas Greifbares, Wirkliches; ein Streit reiße sich immer an den anderen; ganz Frankreich sei eigentlich immer ein einziger Streikherd: da sei die rechte Gelegenheit für die Armee einzugreifen, mit Flinten und Säbel scheinbar vorzugehen. Aber leider bemühe man sich neuerdings, die Konflikte mit allen Mitteln außer dem einen durchgreifenden, nämlich der blutigen Niederwerfung der Arbeiter, heizulegen. „Wenn man dem Kapital nicht von Zeit zu Zeit seine angemessenen Menschenopfer

darbringt, wenn man ihm nicht so sein Selbstgefühl hebt, dann wird es schließlich noch ganz nutzlos . . . und wenn es kein unternehmungslustiges Kapital mehr gibt, dann gute Nacht auch mit der Arbeit!“

So einmal in Zug gekommen, verlor sich der Oberst in alte Erinnerungen und begann auch von dem deutsch-französischen Kriege und der Pariser Kommune zu erzählen. Der 70er Krieg — bah, der war nichts für die Soldaten gewesen, die Niederlage brach förmlich über sie herein, man hatte gar keine Zeit, sich zu „amüsieren“. Aber die Kommune! Das waren die schönsten Tage meiner Soldatenzeit! Geschichten habe ich da erlebt, Geschichten . . . zum Wälzen!“

Und dann fing er an, eine „unbezahlbare“ Geschichte zu erzählen:

„Sagen Sie, haben Sie die Valeine gekannt? Ach, nein, Sie waren ja damals noch zu jung. Also, die Valeine, das war in den letzten Tagen des Kaiserreichs eine bekannte Nototte. Warum man sie eigentlich die Valeine nannte, das habe ich, weiß der Kuckuck, niemals erfahren. Sie war nicht gerade sehr . . . sehr schön . . . aber ein übermütiges Ding, das den Teufel im Leibe hatte . . . phantasiereich, geistreich . . . kurzum ein Tausendfüßler. Während der Belagerung und der Kommune hatte sie tapfer in Paris ausgehalten. Na, sie wird wohl ihre Gründe dazu gehabt haben! Als ich nun mit meinem Regiment in Paris einzog — ich war damals Rittmeister — wer ist der erste, den ich treffe?“

Die Valeine! Aufgeregt und strahlend saß sie in einem Wagen und warf im patriotischen Eifer den Offizieren Blumensträußchen zu. „Holla, da bist Du auch wieder, mein Junge,“ begrüßte sie mich. „Dich schickt der liebe Gott! Weißt Du, Du könntest mir eigentlich einen großen Dienst leisten; nicht wahr, das tußt Du? Und nachher — wart nur! — feiern wir ein Fest . . . da werden wir uns 'mal gründlich amüsieren!“

Ich versprach ihr natürlich alles, was sie wollte. Es handelte sich darum, sie von ihren Gläubigern zu befreien. Wirklich eine Kleinigkeit in dem schrecklichen und doch auch belustigenden Wirrwarr, in dem sich damals Paris befand. Sie gab mir eine Liste mit den Adressen ihrer Manichäer. Die meisten von ihnen schwitzten natürlich Angst und hatten sich irgendwo in ihre Keller verkokelt. Juweliere, Schneider, Bucherer und dergleichen Kropfzeug. Als bald begab ich mich mit der Kleinen auf die Jagd nach ihnen. Sie wurden gepackt, an die Mauer gestellt . . . Schrumm! Sechs Stiid habe ich auf diese Weise expediert. Ich fand die Idee der Valeine so famos, daß ich dann auch noch so eine kleine Suche nach meinen eigenen Gläubigern veranstaltete . . . Eins, zwei, drei . . . schrumm! Ja, wissen Sie, das war noch ein Krieg!“

Ob Mirbeau diese Erzählung wirklich aus dem Munde eines alten Obersten gehört hat oder ob die Szene eine dialektische Erfindung ist? Jedenfalls: es hat viele solche Kerle wie diesen Menschenjäger unter der Schar der „Ordnungsmänner“ gegeben, die im Mai 1871 die Pariser Kommune niedergeworfen haben. Und sie haben ihre Schandtat unter dem Beifallsgeheul des Bourgeoispöbels der ganzen „zivilisierten“ Welt vollbracht! Am 24. Mai 1871 meldete einer der Spiegel der Versailler Regierung aus der festig berannten Stadt an Ohiers: „Bei dem furchtbaren Unheil, das über Paris hereingebrochen ist, gibt es im Herzen aller anständigen Menschen nur den Wunsch nach einer erbarmungslosen Unterdrückung!“ Ja, erbarmungslos waren diese „anständigen“ Menschen, erbarmungslos haben sie das um seine heiligsten Rechte kämpfende Proletariat zerfleischen, zermeheln lassen. Im vorigen Jahre hat ein französischer Schriftsteller, Paul Ginisty, ein Buch herausgegeben, in dem er uns Szenen aus dem Verzweiflungskampfe der Kommune schildert; die deutsche Scharfmacherpresse hat es für ihre Zwecke ausgeschlachtet lassen und dabei zu ihren alten Lügen über jene furchtbaren Maientage neue hinzugefügt, sorgsam aber alles unterdrückt, was Ginisty zugunsten der Kommunards und gegen die „Ordnungsmänner“ mitgeteilt hat! Nur das eine und andere greifen wir heraus.

Am 24. Mai. In der Cah-Lussac-Straße liegen die Körper von vierundzwanzig Föderierten, Weine auf dem Bürgersteig, Köpfe in der Gasse. Einer von ihnen, ein prächtiger, großer Bursche, ist schlecht getroffen worden und liegt noch lebend in der blutigen Masse. Von Zeit zu Zeit entringt sich seinen bleichen Lippen ein jammervolles Stöhnen. In seinen Füßen trägt er ein Paar gute Schuhe. Ein Infanterist von der Versailler Armee, der des Weges daherkommt, sieht die Schuhe, kniet nieder und zieht sie dem Sterbenden ab, ungerührt von dessen tonlos-schwermütigen Zudungen. Dann setzt er sich auf die Vorderschwelle, zieht seine eigenen Schuhe aus und probiert die geraubten. Ein altes Mütterchen geht vorüber, eine Frau mit gutherzigem Gesichtsausdruck; für den gräßlichen Anblick der Füßlierten hat sie kein Auge, mit um so größerer Aufmerksamkeit aber verfolgt sie das Beginnen des Soldaten, und das einzige, was über ihre Lippen kommt, ist die neugierige Frage: „Na, passen sie?“

Der diese Szene mit ansah und sie Herrn Ginisty erzählte, erblickte am selben Tage in der Seinestraße einen Marine-Infanteristen, der sich auf den kleinen Urtladen des Instituts des France postiert hatte und von dort aus ganz methodisch jeden niederschloß, der vorbeizukommen suchte, ganz gleich, wer ihm vor die Flinte lief . . .

Frühlingsankunft 1905.

Von Curt Grotte w i k.

Nicht plötzlich, nicht von einer Woche zur anderen kommt bei uns der Frühling an. In manchen nördlichen Gegenden, auf dem Gebirge bricht er wirklich über Nacht herein. Da schmilzt eines Tages, allerdings womöglich erst im Mai oder Juni der Schnee, und nun lockt die warme Sonne Gras und Blumen und Raub auf einmal hervor. Es fängt alles zu gleicher Zeit an sich zu regen, und in wenigen Tagen steht der Frühling da in voller Pracht.

Bei uns ist es anders. Vom März, wohl gar vom Ende Februar an nach der Schneeschmelze, nach dem Aufhören der starken Fröste beginnt bei uns naturwissenschaftlich bereits der Frühling. Die Stare kommen und die Ribise, das Schneeglöckchen und die Hasel beginnen zu blühen. Aber das sind nur die allerersten Vorboten des Frühlings, und zwei Monate lang kommen immer neue Vorboten hinzu, immer mehr, bis endlich mit dem Ausbruch des Laubes und der Blüte der Obstbäume der Lenz in vollem Schmuck vor uns steht. Zwei Monate lang kann der Einzug des Frühlings dauern.

Nun ist aber bei uns gerade diese Ankunft des Frühlings, überhaupt die Dauer dieser Einzugsperiode, des sogenannten Vorfrühlings, an keine festen Kalenderdaten gebunden. Der Winter kann bis Mitte, bis Ende März währen, und dann beginnt der Vorfrühling erst zu dieser Zeit, seine Dauer beträgt in letzterem Falle also nur vier Wochen. Weniger schwankend ist der Eintritt des Vollfrühlings. Der Beginn der Kirschenblüte fällt bei uns in die Tage zwischen 25. April und 5. Mai. Nur ganz selten dürfte er außerhalb dieser Zeitgrenzen fallen. Und ebenso ist die Belaubung der Birke, Kastanie, Linde und anderer Bäume zu Beginn des Vollfrühlings an einen begrenzten Zeitraum gebunden.

In diesem Jahre hatten wir nach einem milden Winter, besonders nach einem sehr zahmen Februar einen März, der ebenfalls, wenn auch nicht in anormaler Weise milde war. Alsdann setzte aber ein böser, ungewöhnlich rauher April ein, während mit Beginn des Mai eine abnorme Hitzeperiode heranrückte. Nun hängen selbstverständlich von dem Wettergange der Verlauf der Vegetation und die Erscheinungen der Tierwelt im Frühjahr in erster Linie ab. Die Wärme ist es, die sich immer mehr summierende Wärme, die die Pflanzen zum Treiben bringt. Bei jedem Gewächs ist eine besondere Wärmemenge nötig, um die physiologischen Prozesse in seinen Organen in Aktion treten zu lassen. Hat es nach einiger Zeit in der Einwirkung der Frühlingssonne diese Wärmemenge empfangen, so beginnt es zu treiben, eventuell zu blühen. Auch die Tierwelt wird nach Empfang bestimmter Wärmesummen aus dem Larvenstadium und der Wintererstarrung oder dem Winterversteck hervorgezogen. Die Zugvögel lassen sich gleichfalls zum großen Teil durch die Wärme leiten. Vögel sie selbst durch bestimmte, noch unbekannt Anreize in ihrem Winterquartiere getrieben, nach dem Süden Deutschlands einfallen, so warten sie doch hier, bis wärmere Bitterung die Weiterwanderung bis in unsere Breiten geraten erscheinen läßt.

Wir sind in unserer Zone an ein großes periodisches an kein Kalenderdatum gebundenes Schwanken der Bitterung, namentlich im Frühjahr, gewöhnt. Bei uns kann plötzlich die kontinentale Luftströmung, die kaltes Wetter bringt, die Oberhand gewinnen, um nach einem oder mehreren oder vielen Tagen die Herrschaft wieder an die milde, maritime Luftspähre abzugeben. Dem Wetter entsprechend verläuft auch die Kette der biologischen Erscheinungen sehr unregelmäßig. Mitunter geht die Entwidlung rasch vor sich, mitunter gerät sie wieder ganz ins Stocken. Darum hat keine solche biologische Erscheinung ein festes Datum, und die Aufeinanderfolge der Vorgänge ist Jahr für Jahr mit wenigen Ausnahmen dieselbe.

Obwohl wir also an unregelmäßige Schwankungen in der Temperatur gewöhnt sind, und bald ein Stocken, bald ein Ueberhasten in der Aufeinanderfolge der Frühlingsboten beobachten, so war doch der diesjährige Frühlingsseintritt dadurch merkwürdig, daß die Stockung einen ganzen Monat über anhielt. Der ganze April bis auf die letzten Tage war außerordentlich rau. Am letzten Tage des März hatte ein Gewitter — eine seltene Erscheinung zu dieser frühen Zeit — stattgefunden. „Wenn's donnert auf den kalten Busch, so kommt noch eine kalte Susch“, heißt eine alte Bauernregel. Nun, nach jedem Gewitter erfolgt eine Abkühlung, und im Frühjahr ist sie nach der Wärme, die dem Gewitter vorausgeht, besonders fühlbar. Aber die ganze kühle Bitterung des April möchten wir natürlich nicht auf das Konto dieses Märzgewitters schieben. Jedenfalls, was immer für Ursachen, für Gründe vorlagen, der ganze April war ungewöhnlich kühl. Einige Tage schneite es sogar und der Schnee blieb gar über Tage auf dem Boden liegen. Der April war aber nicht nur rau, sondern auch ganz ungewöhnlich trübe. Es herrschte nämlich nicht gerade die kontinentale Luftströmung vor, es war vielmehr meist eine westliche und nordwestliche Windrichtung, die viele Regenschauer brachte. Hätte die Sonne öfters geschienen, so wäre die Temperatur nicht so niedrig gewesen. Aber der vollständige Mangel des Sonnenlichtes brachte ohne doch direkt viele Nachfröste zu veranlassen, eine große Erniedrigung der Tagestemperatur im ganzen April zustande.

Bis Ende März hatte der Vorfrühling seinen normalen Verlauf. Stare, Ribise, Lerche, Wachstelze, trafen zur gewohnten Zeit ein. Und auch die Pflanzenwelt regte sich seit Beginn des März. Zu dieser Zeit streckten die Eichen und Weiden ihre Knospen schüchtern

aus den Knospen, um im Laufe des Monats noch ebenso wie Erle und Ulmen zur Blüte zu gelangen. Gegen Ende März konnten wir daher von einem ziemlich, wenn auch nicht übermäßig zeitigen Frühjahr sprechen. Die Lerche trällerte ihre Melodien über den Fluren, die Finken probierten ihre Nester, die frühblühenden Bäume prangten in ihrem beschneidenden Blüten Schmucke. Lustig, Leberblümchen blühten und die Stachelbeeren, Alpenjohannisbeeren, Saiaßblattsträucher, hatten sich in ein zartes, noch durchsichtiges Grün gegüllet.

Da kam der April. Er wurde sehr kühl, trüb und regnerisch, und dann kam sogar einige Tage Schneewetter. Mit solch einem Schneesturm im April ist es gewöhnlich nicht weit her. Man sieht wohl die Flocken in der Luft, aber man sieht sie nicht mehr am Boden. Die Erde ist um diese Zeit meist schon zu warm, als daß der Schnee auf ihr ruhen könnte. An und für sich der Wasserstande sehr nahe, zerfließen die weichen Flocken sofort bei der Berührung mit der Mutter Erde. Und wenn nun der Schnee einmal nicht sogleich zerfließt, so bleibt er höchstens über Nacht liegen oder er versteckt sich hinter Häusern und Gräben, er sucht sich Nordseiten aus, wo er eine kühle Herberge findet, gewöhnlich nur eine kurze Herberge, aus der er sehr bald wieder herausgeworfen wird. So war es auch diesmal, allein nur im Anfang. Denn in der Nacht traten stärkere Fröste ein, und nun hatte der Schnee eine ihm zusagende Unterlage, und er brachte es wirklich fertig, am hellen, lichten Tage einige Zeitlang den Boden zu überziehen, sich auf die grünen Stachelbeerssträucher zu legen und noch einmal das Bild des Winters hervorzuzaubern. Lange dauerte die Herrlichkeit selbst diesmal nicht, aber der April blieb bis auf die letzten Tage kühl und trüb.

Die Kälte rief gleich zu Beginn des Monats eine totale Stockung hervor, die größer war, wie sie wohl sonst zu sein pflegt. Alles, was zum Beginn des April zu geschehen pflegt, unterblieb und verspätete sich beträchtlich. Die Störche pflegen gleich zu Beginn des April in unserer Gegend einzutreffen. Wir bemerkten sie aber diesmal erst am 12. April. Die erste Hälfte des April ist auch die Zeit, wo der Holunder, die Rosen und viele ausländischen Ziersträucher sich belauben. Diesmal waren sie noch weit zurück. Um die Mitte des Monats pflegt hier die Stachelbeere zu blühen, dieses Jahr verspätete sie sich um eine Woche, und der Spitzahorn, der auf unseren Chausseen so häufig angepflanzt, sonst schon um Mitte April im gelben Maiengrün seiner Blüten prangt, legte seinen Schmuck erst gegen Ende des Monats an. Die Schwalben, die sonst um die Zeit vom 15. bis 20. April zu erscheinen pflegen, stellten sich auf meinem Hofe erst am 1. Mai ein. Kurzum, es trat in vielen Fällen eine Stockung, eine Verzögerung um zwei Wochen ein. An manchen Pflanzen konnte man die Unterbrechung der Vegetation sehr gut beobachten. An dem lieblichen Alpengänsekraut, das die Einfassung eines Blumenbeetes bildete, erschloffen sich in der letzten Märzwoche einige Blüten. Wäre nur das Wetter einigermassen mild geblieben, so hätte die ganze Einfassung in wenigen Tagen über und über in weiß gegläntzt. So aber verzögerte sich die allgemeine Blüte um Wochen. Das trübe Wetter trug wohl viel dazu bei, die Öffnung der Blüten zu verhindern. Erst in der letzten Aprilwoche blühten die Blumen vollständig, am 27. April erst waren sie auf der Höhe ihrer Blüteschönheit angelangt und wurden nun von zahllosen Vienen, Hummeln, von Weißlingen, Zitronenfaltern und anderen Schmetterlingen, von denen nie einer vorher zu bemerken war, umschwärmt.

Ebenso plötzlich wie der Beginn des April mit seiner Kälte angetreten war, kam nun zum Schluß des Monats eine herrliche, warme, ja zeitweise schwüle Bitterung, die auch noch im Mai lange anhielt. Ganz ungewöhnlich warm wurde plötzlich die Luft. Die Wirkung war eine ganz außerordentliche. Nachdem der 28. April zum ersten Male wirklich, mildes Frühlingswetter gebracht hatte, wurden am 29. April nach einem leichten Gewitter am Morgen die Kastanien in den Dörfern merklich grün, und an demselben Tage erhielten die Birkenpflanzungen zwischen Teufelssee und Müggelsee einen lichtgrünen Schimmer. Die Obstbäume, die soweit zurück waren, daß man gemeint hatte, sie würden ihre Blüten dieses Jahr vielleicht erst am 10. Mai erschließen, beeilten sich jetzt nach Kräften, ihren Schmuck anzulegen. In meinem Garten begannen die Süßkirschen am 1. Mai, die Pflaumen am 2., die Sauerkirschen am 4., die Birnen am 6. Mai zu blühen. Das merkwürdigste aber war, daß dieses Jahr nun auch die Aepfel, die sonst meist erst in der Mitte des Monats zu blühen beginnen, sehr bald den anderen Obstbäumen folgten und schon am 9. Mai blühten. Die große Wärme verlockte selbst Bäume, die sonst erst spät ihr Laub entfalten, zu ungewöhnlich frühem Antriebe. Die Eichen belaubten sich einige Tage früher als sonst. Besonders aber belamen solche verkümmerten Bäume wie Pappeln, Akazien und Maulbeerbäume, die mitunter erst gegen Ende des Monats grün werden, bereits vor Mitte Mai ihr erstes zartes Laub. Kurzum, nach einem kühlen, außerordentlich langsam vordringenden April entfaltete in diesem Jahre der Vollfrühling eine ganz überraschende Fauberkraft. Die kurze Zeit des jungen Maiengrüns und der Obstbaumblüte war dieses Jahr schöner, übertüchtigender denn je! —

Kleines feuilleton.

r. Fimmel. — Fuffel. Man schreibt uns: Vor einigen Tagen brachte der „Vorwärts“ eine kurze Notiz über eine Gerichtsverhandlung in Hannover, wo der Richter entschied, daß die Redensart „Du hast ja einen Fimmel!“ keine Beleidigung sei. Kurz ent-

schlossen habe der Kläger geantwortet: „Herr Richter, wenn Himmel keine Beleidigung ist, denn will ich Sie was sagen, denn heben Sie ol een Himmel.“ Die Geschichte ist lustig, weil der Kläger sogleich die Probe auf die Richtigkeit und Ehrlichkeit des Urteilspruches macht.

Ob die Redensart wirklich eine Beleidigung enthält, mag der Leser selbst entscheiden, wenn er das Folgende gelesen hat. Nebenrigens macht der Ton die Musik. Das Wort Himmel wird lediglich im Niederdeutschen gebraucht, im Hochdeutschen, besonders in Berlin, nimmt man statt dessen: Fuffel. „Du hast ja 'n Fuffel; Du bist wohl fuffelig“ sind oft gehörte Ausdrücke.

Fuffel, wo das u aber kurz gesprochen werden muß, auch wohl Fuffel ist ein kleines von einem Zeuge abgelöstes Fädchen, mag es nun noch an diesem sein oder völlig abgelöst an etwas anderem, namentlich auf einem Kleidungsstück hängen.

Eigentlich ist Himmel der gelblich blühende, keinen Samen tragende, weibliche Hanf (Cannabis femella), dessen zartere Stengel früher als der männliche reifen und geraucht werden. Das Wort ist wie leicht zu erraten ist, aus dem Weibwort femella, weiblich, entstanden. Himmel ist also eine Hanfsofer. „Du hast einen Himmel oder Fuffel“ bedeutet: es ist nicht ganz richtig mit Dir im Oberflüchchen. In Stellen in der Mark Brandenburg heißt: „Du bist wohl fuffelig“, Du bist angetrunken, benebelt, was zur obigen Bedeutung stimmen würde. Wie es zu dieser Bedeutung gekommen sein mag, ist mir unbekannt. —

te. Der Föhn bei Junsbrud. Der Föhn, jener warme Tauwind der Alpen, hat die Eigentümlichkeit, plötzlich aufzuhören, um nach kurzer Unterbrechung von neuem einzusetzen. Auf den sechs Stationen des Junsbruder Föhngebietes, die in Höhen von 573, 583, 880, 900, 1240 und 1970 Meter errichtet worden sind, ist über den Föhn ein reiches Beobachtungsmaterial gewonnen worden, das auch über die Ursachen der erwähnten Föhnpausen Aufschluß gibt. H. von Fider hat, wie der „Wiener Mademische Anzeiger“ berichtet, kürzlich das gesammelte Material bearbeitet und gefunden, daß die Föhnpausen hinsichtlich ihrer Entstehung in mindestens drei verschiedenen Arten auftreten. Mitunter kommt es vor, daß der Föhn im ganzen Föhngebiet für mehrere Stunden abflaut. Als Ursache hat schon früher Ham das Vorüberziehen einer Luftschicht von sehr geringem Druck angenommen. Da der Föhn selbst eine sehr leichte Luftschicht darstellt und nur der Wechsel von schwerer und leichter Luft einen Strom (Wind) erzeugt, so wird der Föhn nicht zu spüren sein, während eine sekundäre Depression vorüberzieht. Dieser Fall kommt jedoch nur selten vor. Viel öfter dagegen treten die Pausen nur in der untersten Station des Gebietes, nämlich in Junsbrud selbst auf, das 573 Meter über dem Meere liegt. Als Ursache für diese Unterbrechung des warmen Windes erkannte H. v. Fider das Herbeiströmen einer kalten Luftschicht aus dem Ober-Juntal. Die Station Kematen nämlich, die westlich von Junsbrud, in der Richtung des oberen Juns, und nur sehr wenig höher als diese Stadt liegt, wird nur sehr wenig von der erwärmenden Wirkung des Föhns beeinflusst. Besonders in der Nacht ist daher der Unterschied in der Temperatur zwischen Kematen und Junsbrud sehr groß, das in der erwärmenden Luft des Föhns auch milde Nächte hat. Wird der Unterschied besonders groß, so schiebt sich die kalte schwere Luft des Ober-Juntals unter die leichte warme Föhnschicht. Junsbrud, das ja ganz unten im Juntal liegt, wird natürlich von dieser kalten Strömung betroffen, ja diese macht sich mitunter bis Jgl in 880 Meter Meereshöhe hinauf bemerkbar. In den Morgenstunden, der Zeit der größten Abkühlung, tritt diese Föhnpause in Junsbrud mit großer Regelmäßigkeit auf. Ausnahmen sind ganz selten. Nun gibt es noch einen dritten Fall der Föhnpause. Es sind kurze Stöße, die Temperaturschwankungen im Gefolge haben. Sie kommen dann zustande, wenn der Föhn mit einer kälteren Luftschicht zusammentrifft und durch sie in wogende Bewegung gerät. Das geschieht, wenn die Station kälter ist als die nächst höher gelegene. Das Gleichgewicht in der Föhnströmung wird gestört, es bilden sich große Wellen, und zwar gerät dann eine Station für eine Zeitlang unter einen Wellenberg, alsdann hat sie kalte Luft und spürt den Föhn nicht, dann aber kommt sie in ein Wellental des warmen Föhns, das heißt, sie nimmt den warmen Wind plötzlich wieder wahr. Solche Föhnsstöße treten nur in den unteren Stationen auf, in der höchsten, auf dem Patzgerkofel, in einer Höhe von 1970 Metern werden sie nie beobachtet. Hier oben weht der Föhn, wenn er sich einmal eingestellt hat, gleichmäßig fort. —

Aus dem Tierleben.

hr. Infektionskrankheiten bei den Kanarienvögeln. Die zartgebauten, zierlichen Kanarienvögel sind Krankheiten in hoher Maße ausgefetzt, schon geringe Diätfehler und Erkältungen sind imstande, sie zu töten; außerordentlich häufig erkranken diese Vögel an Heiserkeit, Hals- und Lungenentzündungen, Darmkrankheiten und Unterleibsentzündungen sowie Krämpfen. Auch ansteckende Krankheiten, die durch Bazillen hervorgerufen werden, kommen bei denselben vor, so Geflügelcholera und Tuberkulose. Auch bestimmte Seuchen werden bei den Kanarienvögeln beobachtet, die sogenannten Kanarienseuchen, welche sich durch Darmlarven, rußartige Verfärbung der Haut am Hals, Brust und Bauch zu erkennen gibt. Im Wute der Tiere findet sich eine eigentümliche

Bakterienart. Mit Kulturen dieses Bazillus geimpfte Versuchstiere starben in kurzer Zeit. Eine andere infektiöse Erkrankung der Kanarienvögel wurde neuerdings im Universitätsinstitut für Seuchenlehre in Prag von Tierarzt Pfaff studiert, worüber er im „Zentralblatt für Bakteriologie“ berichtet. Der Eigentümer der Vögel, ein Vogelhändler, hatte schon viele Stücke von Vögeln unter denselben Erscheinungen: Abnahme der Fresslust und schließlich gänzlichem Aufhören derselben, Durchfall und Schläfrigkeit, verloren. Zuerst trat die Krankheit bei den Hatzern auf, die vor kurzem gekauft wurden, dann ging die Seuche auf die eigene Zucht des Händlers über. Bei der Sektion der Tiere fanden sich krankhafte Veränderungen an Milz und Leber und Entzündung der Darmschleimhaut, im Herzblut, in der Leber und der Milz fanden sich zahlreiche Bakterien von charakteristischer Beschaffenheit. Wurden Kanarienvögel längere Zeit mit Kulturen dieser Bakterien gefüttert, so bekamen ihnen dieselben ganz gut, solange ihre Schleimhaut in gesundem Zustande sich befand, war jedoch die Magen-Darmschleimhaut in gereiztem Zustande und erhielten die Tiere jezt verdünnte Bouillonkultur als Getränk, so zeigte sich bei denselben Abgeschlagenheit, verminderte Fresslust und Durchfälle, und nach zweitägiger Krankheitsdauer gingen sie zugrunde, während zur Kontrolle beobachtete Versuchstiere, deren Darmschleimhaut zwar gereizt war, die aber von der Bouillon nichts bekamen, die Reizung gut überstanden. —

Humoristisches.

— Unter Kollegen. Was meinen Sie denn, Herr Kaffier? Widmen wir dem Herrn Vorstand zu seinem Ehrentag eine Botivtafel oder sonst ein passendes Geschenk? Bringen wir ihm ein Morgenständchen oder einen Lampionzug?

„Unter uns, Herr Sekretär: Er hat sein Hans neu anstreichen lassen... ich glaube, über einen Fadelzug ärgert er sich doch am meisten!“

— Die Erbtante. Eben ist die Trauung vollzogen. Das neuentwähnte Paar fällt sich in die Arme. Die junge Gattin flüstert dem Ehemann glückstrahlend zu: „Mein lieber Otto, nun bin ich ganz Dein! Dein Glück ist mein Glück, Dein Schmerz mein Schmerz und —“

„Deine Tante meine Tante!“ fügt der zärtliche Ehemann hinzu. —

— Ein Optimist. Der Graslheimer Tom wadelt mit einem lächlichen Mauth seiner Wohnung zu. Es ist schon Dämmerung, und weil der Tom den Weg nimmer recht sieht, rumpelt er in den Graben hinein. Dabei fällt er auf einen andern — den Schneidekerzen.

Wie der Graslheimer den Leuz erblickt — so viel hat er noch g'seh'n — ist er voller Freud und sagt zu ihm: „Grüß D' Gott, Leuz — gehst D' aa' jcho' heim?“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die deutsche Schiller-Stiftung hat an vier deutsche Dichter Ehrengaben verliehen, ohne daß diese bei der Stiftung darum nachgesucht hätten. Ferdinand von Saar in Wien, Gustav Falke in Hamburg, Fjolde Kurz in Florenz und Karl Schöle in Dresden. —

— Nach dem Muster des Berliner Schiller-Theaters soll in Frankfurt a. M. ein Theater gegründet werden. Das Grundkapital von 1 300 000 M. wird durch Aktien aufgebracht. Mehr als fünf Prozent Dividende soll niemals verteilt werden. Die Preise der Plätze bewegen sich zwischen 30 Pf. und 2,50 M. —

— Der Verolina-Verlag veranstaltet ein Preisaus schreiben mit folgenden Preisen: 1. Preis 400 M., 2. Preis 250 M., 3. Preis 200 M., 4. Preis 150 M. für die besten eingereichten Kompositionen. Die Kompositionen — bisher noch ungedruckt — sollen sich in folgenden Mafmen halten: Märche, Walzer, Gavotten, Gesangswalzer, zündende Complets und Charakterstücke. Näheres bei Paul Westphal, Verolina-Verlag, Berlin-Karlshorst, Augusta-Viktoria-Straße 12. —

— Drei der Ateliers in der Villa Romana in Florenz sind von der Jury der Ausstellung des Künstlerbundes bereits vergeben worden. Die Begünstigten sind: Gustav Klimt (Wien), Thomas Theodor Heine (München), Ulrich Hübner (Berlin). Die Gewählten haben das Recht, auf die Ateliers zu Gunsten von Künstlern, die sie selbst wählen, zu verzichten. —

o. Ein Fell des seltenen nördlichen weißen Rhinoceroses hat, wie die „Cape Times“ berichten, der Forschungsreisende Powell-Cotton auf seiner Expedition vom Nil zum Sambesi erworben. Bis jezt befindet sich in Europa nur ein Exemplar dieses höchst seltenen Tieres. —

— Nicht übel. Der Racherer Magistrat hat, wie der „Berliner Kunst“ mitgeteilt wird, im Laufe der letzten Wochen die folgenden beiden Stellen ausgeschrieben: 1. Die eines wissenschaftlich gebildeten Assistenten an dem städtischen Suetrondi-Museum (eine Sammlung von Gemälden vortrefflicher Niederländer, von Wassen und kunstgewerblichen Erzeugnissen), Anfangsgehalt von 1200 M. steigend bis 1600 M. 2. Die eines Feldwebels für die städtische Feuerweh mit einem Anfangsgehalt neben freier Wohnung und Dienstkleidung von 1500 M. steigend bis 2000 M. —